

SHAILEE THOMPSON
A Killer Crush

Shailee Thompson

A KILLER CRUSH

Roman

Übersetzung aus dem Englischen
von Sabine Schilasky

Lübbe



Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion.
Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und
verzichten darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere
Bücher in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit
den Druckereien kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



Titel der englischen Originalausgabe:
»How to Kill a Guy in Ten Dates«

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2026 by Eeliahs Pty Ltd

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2026 by
Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6–20, 51063 Köln, Deutschland

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:
produktsicherheit@bastei-luebbe.de
Vervielfältigungen dieses Werkes für das Text- und Data-Mining bleiben vorbehalten.
Die Verwendung des Werkes oder Teilen davon zum Training künstlicher Intelligenz-
Technologien oder -Systeme ist untersagt.

Textredaktion: Leonie Weiß, München
Umschlaggestaltung: www.buersued.de
Einband-/Umschlagmotiv: © www.buersued.de
Satz: GGP Media GmbH, Pößneck
Gesetzt aus der Garamond Premier
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-7577-0208-3

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: lesejury.de

*Für die Leading Ladies und die Final Girls ...
Kennt ihr euch? Ich glaube, ihr werdet beste Freundinnen.*

WIE MAN EINEN SLASHER ÜBERLEBT

1. HAB KEINEN SEX
2. VERSTECK DICH IMMER LÄNGER, ALS DU FÜR NÖTIG HÄLST
3. SUCH EINE WAFFE
4. SCHALTE DAS LICHT AN
5. TRENNT EUCH NICHT
6. PASS AUF UND SCHAU IMMER ÜBER DEINE SCHULTER
7. RENN KEINE TREPPEN HINAUF
8. SAG NICHT BIN GLEICH WIEDER DA
9. NÜCHTERN = ÜBERLEBEN
10. AUF DEM BODEN LIEGEN HEISST NICHT TOT ... DOPPELCHECK.

KAPITEL 1

»Ich schätze, ich denke mehr über Mord nach, als es irgendjemand sollte. Mich fasziniert einfach die schiere Macht, mit der er unser Leben verändert und definiert.«

Nicht aus *The Holiday*

In der Liebe und im Gemetzel ist alles erlaubt: Über die Schnittpunkte von Romcoms und Slasherfilmen im späten 20. und frühen 21. Jahrhundert

Obwohl die »Slasherfilme« und »Romcoms« weit schärferer Kritik ausgesetzt sind als jedes andere Genre, sollte die soziokulturelle Wirkung dieser Filme nicht unterschätzt werden. Es gibt einen Grund, warum beide die Kinos erobern. Und warum trotz turbulenter Schwankungen im Publikumsgeschmack und den Filmtrends über die Jahre zu jeder »Halloween«-Produktion ein passender »Sie lieben sich/sie lieben sich nicht«-Film mit Julia Roberts herauskommt. (Siehe Anhang 1)

Aus Sicht der Verhaltenspsychologie ließe sich argumentieren, dass sich Slasherfilme und Romcoms so verlässlich in der Kinolandschaft halten, weil die vorhersagbaren Enden ein menschliches Grundbedürfnis befriedigen. Zufällig (oder vielleicht auch nicht) stimmen die Enden in beiden Genres mit den Stufen der Maslowschen Bedürfnishierarchie überein:

Slasherfilme – Geborgenheit und Sicherheit; Romcoms – Liebe und Zugehörigkeit. (Siehe Anhang 2) Einfach ausgedrückt geben uns diese Filme etwas, das wir alle inständig wollen: leben und einen Grund dafür.

Allerdings legen die strukturellen Ähnlichkeiten dieser beiden scheinbar gegensätzlichen Genres nahe, dass sich noch weitaus breitere Erkenntnisse durch eine vergleichende Studie anstelle der Untersuchung einzelner Filme gewinnen lassen. Eine gründlichere Betrachtung dieser Filme zeigt, dass sie einem analogen Format mit bestimmten Regeln folgen. Halten sich die Protagonisten an die Regeln, gewinnen sie. In den Slasherfilmen überleben sie; in den Romcoms finden sie die Liebe. Halten sie sich nicht an die Regeln, verlieren sie. In den Slasherfilmen heißt das, auf grausame, wenn auch zugleich befriedigende Art geköpft zu werden (oft mit freiem Oberkörper). In einer Romcom stehen sie weinend im Regen vorm Haus der vergebens Angebeteten, dazu verflucht, auf immer allein und ohne Aussicht auf Sex zu bleiben. Beide Szenarien sind in zahllosen Klassikern des Slasher- und Romcom-Repertoires des späten zwanzigsten Jahrhunderts zu finden. Während sie in manchen Kreisen wegen des offensichtlichen Mangels an Tiefe und der Klischees verpönt sind, will das Publikum immer mehr davon sehen.

Diese Dissertation soll eine genealogische Studie über Slasherfilme und Romcoms sein; entfernte Verwandte im selben Generationenzyklus, dazu verdammt, die Klischees ihrer Eltern ...

»Ich versteh einfach nicht, was du damit sagen willst, Jamie.«

Laurie blickt von dem Computerbildschirm auf und blinzelt mit ihren rostbraunen Augen fragend zu mir herüber. Ich sitze in meinem Kapuzenpulli mit Knoblauchbrot-Aufdruck am Frühstückstresen und beobachte ähnlich wie Norman Bates, wie sie die Einleitung meiner Dissertation liest. Allerdings nicht durch einen Spion, sondern durch meine Blaulichtfilterbrille.

»Ich finde, du musst dich für eines entscheiden«, fügt sie hinzu.
Jetzt bin ich es, die blinzelt.

»Eines was?«

Ein leichtes Ziehen in meinem Bauch verrät mir, was sie vorschlagen will, doch mein weiches kleines Herz versichert mir, dass sie meine Freundin ist – meine beste Freundin, seit wir uns im Kurs »Einführung in die Filmwissenschaft« im ersten Semester an der NYU kennengelernt haben. Und sie wäre nicht so grausam, gedankenlos und schlichtweg verdammt *fie*...

»Slasher oder Romcom.«

Der empörte, gewürgte Schrei, der mir entfährt, würde sich gut in Snyders Remake von *Dawn of the Dead* machen. Bedenkt man, wie viele Stunden Schlaf ich geopfert habe, um diese erste Seite zu schreiben, könnte ich auch gleich noch als Zombie-Statistin einspringen.

»Darum geht es doch gerade bei meiner Forschung, Laurie!«

»Ich denke eben nicht, dass die beiden zusammenpassen.«

»Ich behaupte ja auch nicht, dass sie zusammenpassen. Sondern ich sage, dass ihr inhärenter Zweck in der Filmdisziplin und ihre Strukturen *dieselben* sind.«

Wenigstens hatte ich die Idee so – wortwörtlich – meinem Doktorvater verkauft.

Laurie schaut wieder zum Bildschirm und neigt den Kopf zur Seite.

»Das sehe ich nicht.«

»Natürlich nicht«, knurre ich und richte einen beigen, mandelförmigen Gelnagel auf sie. Ich hatte sie mir gestern machen lassen und hoffe, sie helfen mir dabei, mein Argument zu unterstreichen.
»Weil du eine beschissene fantasielose, elitäre Doku-Besessene bist.«

Sie dreht sich auf ihrem Stuhl um und zeigt mit einem längeren, komplett natürlichen und knallroten Fingernagel auf mich. Die hat sie sich heute Morgen machen lassen, und ihre Wirkung lässt sich nicht abstreiten.

»Ich bin *nicht* elitär.«

Den anderen Sachen widerspricht sie nicht. Dafür sind wir schon zu lange befreundet und wohnen schon zu lange zusammen in einem solch kleinen Apartment, dass uns keine Darmbewegung, kein Orgasmus und keine Ansicht der anderen, freiwillig oder unfreiwillig, verborgen bleibt.

Ein ganz normaler Dienstagnachmittag also.

»*Laurieeee*«, jaule ich und senke den Kopf zu meinem fleecebedeckten Schoß. Das Lockenband, das ich um meine blonden Haare gewickelt habe, wirbelt mir um die Ohren, als ich die Füße gegen die Querstrebe des Barhockers stemme, um nicht vornüberzukippen. Ich will es nicht noch peinlicher werden lassen.

Seit einem Jahr arbeite ich am Grundgerüst meiner Dissertation. Mein erster Entwurf muss in einem Monat fertig sein, und sie »versteht es nicht«. Klar, Lauries innigster Wunsch ist es, Filme zu machen, die Aspekte des *wahren Lebens* dokumentieren. Sie interessiert sich nicht für große romantische Gesten oder unnötige Gewalt. Ihre Filmvorlieben beschränken sich auf tiefschürfende Aufnahmen aus dem Leben nomadischer Schafhirten und, ich weiß nicht, ... trocknender Farbe?

»Der Titel gefällt mir!«, sagt sie, und es dürfte wohl das Beste sein, was ich von ihr erwarten kann. Laurie hat es nicht so mit demonstrativen Gefühlsbekundungen. Als mich meine Eltern letztes Jahr anriefen, um mir zu erzählen, dass Cujo, der King Charles Spaniel, den wir hatten, seit ich zwölf war, tragischerweise im zarten Alter von vierzehn Jahren gestorben war, hat sie mir fest die Hand geschüttelt. Zu meiner Verblüffung fühlte ich mich danach tatsächlich besser.

»*In der Liebe und im Gemetzel ist alles erlaubt: Über die Schnittpunkte von Romcoms und Slasherfilmen im späten 20. und frühen 21. Jahrhundert* spricht wirklich die beschissene Elitäre in mir an.«

»Tja, wenn sie die Urkunden nach Titeln verleihen, habe ich vielleicht ...«

»Baby Girl«, sagt sie warnend, und ich muss mich anstrengen, weiterzuschmollen, als sie den Kosenamen benutzt, den wir für einander haben. Wir hatten ihn eingeführt, nachdem ich sie zwang, *365 Tage* mit mir anzuschauen, aus Rache, weil ich die Doku über den nomadischen Schafhirten ertragen musste. Mal abgesehen von dem Versuch, das Stockholmsyndrom sexy zu machen, hat sich der Scherz von einem sarkastischen Witz zu einer Koseform entwickelt. Jetzt ist es das Herzlichste, womit ich bei einer Frau rechnen darf, deren Verhalten es mit der undurchdringlichen Oberfläche des Crystal Lake am Ende von *Freitag der 13.* aufnehmen kann ... auch wenn ich weiß, dass darunter noch eine Menge mehr lauert.

»Du musst eine Pause einlegen.«

»Ich muss schreiben.«

»Du liegst sogar vor deinem Zeitplan.«

Sie zeigt zu dem Gantt-Diagramm neben meinem Laptop, als hätte ich die einzelnen Reihen von allem, was bereits geschafft ist, nicht genauso verinnerlicht wie Kats Ansprache in *10 Dinge, die ich an dir hasse*.

»Eben«, sage ich. »Ich habe meine Forschung, meine Skizze, meinen Titel. Ich weiß, was ich sagen will, und muss es jetzt einfach nur noch schreiben können.«

»Tja, vielleicht bin ich als >beschissene Elitäre< eben nicht die Richtige, es zu lesen.« Mit diesen Worten springt sie auf und geht zum Kühlschrank, wobei sie einen großen Bogen um den Tresen macht, als ich mit meinem Fuß in ihre Richtung trete. Sie öffnet den Kühlschrank, steckt den Kopf ins obere Fach und fragt: »Wann triffst du Jordan?«

Romero. Mein Doktorvater. Nicht verwandt mit dem »Vater des Zombiefilms«, obwohl er es garantiert gern wäre.

»Freitag.«

»Dann scheint mir das ein fantastisches Thema für das Gespräch.« Ihre Stimme klingt blechern aus dem Kühlschrank, und ich hätte nicht übel Lust, mich umzudrehen und ihr mit meinem

nackten Fuß in den knochigen Hintern zu treten, auf dass sie in den Pappkarton mit übriggebliebenen gebratenen Nudeln fällt.

Es ist nicht so, dass ich nicht an meine Arbeit glaube. Das tue ich.

Ich kann stundenlang über Slasherfilme und Romcoms reden. Länger sogar.

Sollten die Macher von *Saw* eine neue Foltermethode für ein Sequel brauchen, könnten sie mich einfach in ein dreckiges Bad mit einem angeketteten, moralisch zwielichtigen Herrn sperren, und er würde sich selbst das Bein absägen, nur um meinem Vortrag darüber zu entkommen, dass Nora Ephron eine Visionärin war.

Ich weiß, dass ich weiß, wovon ich rede. Aber das »Was, wenn?« schleicht sich so mühelos ein wie ein maskierter Mörder in ein Sommercamp. Mein Gehirn vergisst, dass ich absolut imstande bin, über ein Thema zu schreiben, mit dem ich mich den Großteil meines Erwachsenenlebens beschäftigt und das ich jahrelang erforscht habe.

Trotzdem hat Laurie recht. Es ist sinnlos, über einem Problem zu brüten, das ich unmöglich lösen werde, ehe ich nicht ein wenig schlagfertigen Austausch mit meinem Betreuer hatte. Und natürlich weiß sie auch, dass sie recht hat, aber sie soll sich darauf nichts einbilden.

»Hör auf klugzuscheißen«, murmle ich in Richtung ihres Joggingshosen-verhüllten Hinterns.

»Hör du auf, so ein Drama zu machen«, hallt es aus dem Kühl- schrank.

Ich seufze überaus dramatisch und gehe dann zu einem Grinsen über, als sie mit einer Dose Sprudelwasser mit Passionsfrucht-Geschmack wiederaufstaucht, die sie an ihr Herz drückt und dazu die Augen weit aufreißt. Der Schmollmund dazu tut sein Übriges. Es ist die letzte Dose, und weil ich keine beschissene Elitäre bin, lasse ich sie ihr.

»Wann sollen wir heute Abend da sein?«, frage ich, als Laurie die heilige letzte Dose mit zum Sofa nimmt, den Fernseher einschaltet und auf Netflix die Nachrichten auswählt. Ja, sie schaut immer noch

Nachrichten. Ich glaube, es ist ein heimliches Laster, das höchste Maß an Fiktion, das sie freiwillig erträgt.

»Die Cocktail-Hour in der Bar fängt um sieben an. Die Dates gehen um acht los. Also sei um ... halb sieben ... nein, Viertel nach sechs fertig? Google Maps sagt, wir brauchen wahrscheinlich zwischen dreißig oder vierzig Minuten von Bed-Stuy nach Sunset Park.«

»Du und Google Maps.« Ich gleite von dem Barhocker und setze mich vor meinen Laptop. »Wäre das eine Person, müssten wir da heute Abend gar nicht hin.« Mit wenigen Klicks speichere und schließe ich den anscheinend unsinnigen Anfang meiner Dissertation und klappe den Deckel gerade noch rechtzeitig zu, um zu sehen, wie Laurie mir den Mittelfinger zeigt.

»Wir machen das genauso sehr für dich wie für mich«, ruft sie mir zu, wobei sie auf den Nachrichtensprecher fixiert bleibt, der den kompletten Fernsehbildschirm ausfüllt. »Betrachte es als deine obligatorische >Die Diss-Blase verlassen und Kontakt zur realen Welt aufnehmen<-Zeit für diese Woche. Du kannst nicht jede Stunde mit Maskenmördern und Männern verbringen, die glasige Augen kriegen, sobald ein Mädchen in einem hübschen Kleid vorbeitänzelt.«

Könnte ich durchaus, aber sie hat recht. Und ich habe auch schon das Ticket bezahlt. Wir gehen zum Speed-Dating. Was nicht unser erstes Single-Event ist. Nach einer besonders fiesen gescheiterten Geschichte vor wenigen Monaten ist Laurie vor eigener Erschöpfung von den ganzen Dating-Apps in ein Google-Kaninchenloch abgetaucht. Sie liebt Statistiken noch mehr als ich gut gemachte Schockmomente, und als die Zahlen zeigten, dass *eine Menge* Leute unserer Generation so bedient vom Wischen sind wie sie (»Achtundsiebzig Prozent der User, Jamie!«), ließ ich mich auf ihren Vorschlag ein, wenigstens einmal im Monat unter Menschen zu gehen. Die Entscheidung war leicht. Ich halte absolut gar nichts von Apps (es dürfte heutzutage sogar wahrscheinlicher sein, ermordet zu werden, als auf Tinder die große Liebe zu finden). Und auch wenn Speed-Dating definitiv einen etwas altmodischen Neunzigerjahre-Touch hat, hatte

ich bei den bisherigen Events immer Spaß. Sie führten nie zu echten Dates – schon gar nicht das, bei dem ein Quiz über Filme gespielt und ich bei der Horrorkategorie ein bisschen zu leidenschaftlich wurde –, aber ich mag die Vorstellung von einem realen Meet-Cute. Mir gefällt der Gedanke, jemandem in die Augen zu schauen und zu denken: *Oh, du* bist es. Ja, sehr sogar.

Ich habe es nur noch nie außerhalb von Filmen erlebt.

Am Ende des Wetterberichts wechselt der Nachrichtensprecher die Position, und es erscheint ein kleines Fenster, mit dem zu einer Meldung über eine hübsche Frau ungefähr in unserem Alter übergeleitet wird, die mit aufgeschlitzter Kehle gefunden wurde.

Ich blinze nicht mal. Es ist nicht das erste Mal in diesem Jahr, dass so was passiert ist. Im Kriechtitel unten steht »Brooklyn Serial Killer«, was Beweis genug dafür ist. Es gab vier Morde innerhalb von vier Monaten, und jetzt ist Casey Langenkamp Nummer fünf. Das Foto von ihren Social Media zeigt eine niedliche Frau Anfang zwanzig, die auf einem Poster neben Glen Powell nicht deplatziert wirken würde. Und sie passt ins übliche Opferprofil, das so leidenschaftliches wie flüchtiges Publikumsinteresse weckt: blond, zierlich, hübsch, von allen geliebt, und natürlich brachte sie jeden Raum zum Strahlen.

Die klassischen Merkmale für jemanden, der prädestiniert ist, ermordet und weggeworfen zu werden wie die Rosenblütenblätter, die um die Leichen herum gefunden wurden. Es wird eine streng aussendende Frau eingebendet – das Banner im unteren Drittel des Bildschirms identifiziert sie als Police Captain. Sie bestätigt die Vermutung der Polizei, die Morde würden zusammenhängen, und dann endet der Bericht, indem der Nachrichtensprecher Frauen dazu ermutigt:

Wachsam zu sein, wenn sie draußen sind.

Einer vertrauten Person mitzuteilen, wo sie sind.

Dunkle, abgelegene oder abgesperrte Bereiche zu meiden, wenn sie allein unterwegs sind.

Und mein Favorit:

Auf den eigenen Instinkt zu vertrauen.

Denn, ja, klar, wenn man eine Frau ist und zufällig in eine Situation gerät, in der man am Ende umgebracht wird, muss man sich *wirklich* fragen, welche Rolle man selbst dabei gespielt hat, in diese Lage zu geraten. Frauen *passiert* nicht einfach, dass sie ermordet werden. Da stimmte was mit ihren *Instinkten* nicht. Als wäre die Intuition aller Frauen nicht haarfein darauf abgestimmt, Gefahr zu erkennen. Tatsache ist, dass wir die Gefahr nicht meiden *können*, wenn jemand uns ernsthaft etwas tun will.

Der Reporter hält noch einen Moment lang sehr ernsten Blickkontakt mit der Kamera, den Kopf ein wenig geneigt und leicht mit den Lippen zuckend, dann geht es weiter mit den »Good News«, um ein Gegenwicht zu dem brutalen Mord zu bieten. Gefolgt von einem krassen Tonwechsel. Und er färbt auf Laurie ab, die ihren Kopf über die Couch beugt und mit einem nachdenklichen Blick auf ihrem hübschen kleinen Gesicht fragt: »Und, was ziehst du heute Abend an?«

KAPITEL 2

»Ich bin heute Abend hierhergekommen, weil man, wenn man erkennt, dass man den Rest seines Lebens damit verbringen möchte, jemanden zu töten, möchte, dass der Rest des Lebens so schnell wie möglich beginnt.«

Nicht aus *Harry und Sally*

Nach einer Montage-würdigen Rotation von Outfits und zwei Zusammenbrüchen, die mit Lauries und meiner Übereinkunft enden, dass die Modeindustrie ein kranker, perverser Fluch ist, ziehe ich das Kleid an, das ich als Erstes anprobiert hatte. Es ist mein Lieblingsteil: *Pretty Woman*-Rot mit glatten kurzen Ärmeln wie Rosenblüten und einem rechteckigen Ausschnitt – der meine Brüste mithilfe eines Bügel-BHs fantastisch aussehen lässt. Bei meiner kleinen Drehung vor dem einzigen großen Spiegel in unserem Apartment schwang es über meinen Knien in einer Weise auf, die selbst *Dirty Dancing* echte Konkurrenz machen würde.

Natürlich könnte es zu viel sein für ein Event, dessen Dresscode aus einer ganzen Punkteliste für die Männer und lediglich einer vagen »Cocktail«-Anweisung für die Frauen besteht. Und natürlich habe ich es im Ausverkauf erstanden und seine Existenz die Monate danach trotzdem jedes Mal verflucht, wenn meine Kreditkartenabrechnung kam. Und natürlich ist November, also wird der Mantel, den ich überziehen muss, die Wirkung des Kleids ziemlich dämpfen.

Aber das spielt keine Rolle, denn ich fühle mich in dem Kleid selbst-sicher, sexy und als würde ich hundert Minuten anonymes Dating mühelos durchstehen – auch wenn die kleine Stimme des Selbstzweifels in mir nach der ersten Anprobe sagte, ich solle es wieder ausziehen.

Wenn mich Romcoms eines gelehrt haben, ist es, dass man sich aus lauter Angst, zu hell zu leuchten, nicht dimmen darf. Man zieht das Kleid an, man singt laut, man traut sich. Und wenn mich Slasher-filme eines gelehrt haben, ist es, dass man Risiken eingeht, wann im-mer man kann. Man rennt zur Tür hinaus, schnappt sich das Messer und schlägt dem Mörder mit einer abgesägten Schrotflinte zweimal auf den Schädel. Deshalb schminke ich mich wie für eine Hauptrolle in einem Hitchcock und tue so, als würde mein Haar ganz von selbst in honigblonden Locken über meine Schultern fallen, nachdem ich das Lockenband entfernt habe. Selbst wenn der heutige Abend ein Reinfall wird, werden Laurie und ich da Arm in Arm herausmarschieren in Richtung des nächsten Gyros-Imbiss und kichern wie Erst-semester, wenn wir die Highlights und Katastrophen unseres Dating-Erlebnisses durchkauen.

Der New Yorker Verkehr spielt ausnahmsweise mit, doch als wir durch Brooklyn fahren, frage ich mich, ob meine penible Mitbewohnerin die falsche Adresse eingegeben hat. Die Strecke kommt mir auf eine diffuse Art bekannt vor, wie ein Déjà-vu. Ich sehe hinüber zu Laurie, und sie verengt die Augen, als würde auch sie es wiedererken-nen, je näher wir unserem Ziel kommen.

Sie steigt vor mir aus dem Uber und sieht umwerfend aus in ihrem schwarzen Seidenoverall, der sowohl als Top als auch als Hosenanzug fungiert, stemmt die Fäuste in die Hüften und schaut sich auf der Straße um.

»Hm ...«, macht sie, als ich über die Lederrückbank rutsche und vorsichtig auf den Gehweg trete. Mit dem »Cocktail«-Dresscode war jede Chance auf bequeme Schuhe dahin, weshalb Laurie und ich Absätze tragen, die eher zum Sitzen als zum Gehen gedacht sind.

»Hier waren wir schon mal«, sagt sie bestimmt, und das lenkt meine Aufmerksamkeit weg von unserem Uber, das die Straße hinunterfährt. Die Rücklichter sehen aus wie glühende rote Augen, die sich in die Dunkelheit zurückziehen, bis nur noch das schwache Licht der Straßenlaternen bleibt, die sich hoch über den Gehweg biegen. Mir drängt sich kurz der Gedanke auf, dass sie wie die Metallklauen an Freddy Kruegers Handschuhen aussuchen, bevor ich mich ganz auf das Gebäude vor uns konzentriere.

»Echt?«, frage ich. »Ich glaube, wir würden uns an so ein Singles-Ding in einem Club erinnern.«

Die anderen Events, auf denen wir waren, fanden in Ateliers, Bars und Restaurants statt: warme Beleuchtung, offene Flächen, Erdgeschossräume mit großen Fenstern, damit man raus zur Straße schauen kann, wenn das Date langweilig ist. Aber das Gebäude vor uns sieht aus, als wäre es früher mal ein Lagerhaus oder so gewesen. Es ragt hoch in der dunklen Straße empor, die an diesem Dienstagabend um sieben Uhr leer ist. Die Clubs in der Nachbarschaft sind geschlossen, im Stillstand bis Freitag, und während es hier am Wochenende wimmeln dürfte, mutet es jetzt wie eine Geisterstadt an.

»Nein, ich meine, es fühlt sich an, als wäre ich in der Zeit zurückgereist.«

Ich kneife die Augen zusammen und schaue zu den zwei schweren Stahltürn vor uns – eine offen, die andere geschlossen. Das Schild über ihnen mit dem »Serendipity«-Schriftzug in romantisch verwobenen blauen Lettern ist das einzige Leuchtende in der ganzen Straße. Solch einen Namen hätte ich mir gemerkt. Nachdenklich neige ich den Kopf zur Seite. Doch etwas klingelt beim Anblick dieser Türen.

»Es kommt mir auf diese neblige Weise bekannt vor, wie >Das hier ist der Grund, warum ich keine Kamikazes mehr trinke<«, sage ich, und anscheinend ist das der Tipp, den Laurie gebraucht hat. Sie schnippt mit den Fingern zu dem Schild, als würde ihr der Name auf der Zunge liegen, ehe sie darauf zeigt und ruft: »Cravin'!«

Eine Flut von Erinnerungen holt mich beim Namen des früheren Clubs ein, die mich fast umhaut. Sehr verschwommene Erinnerungen an starke Drinks, schlechte Küsse, knirschende Glasscherben unter Schuhsohlen und tiefe, bedeutungsschwangere Unterhaltungen mit Fremden auf der Toilette stellen sich ein.

»Cravinnnn!«, antworte ich, als sei es ein Call-and-Response. Wir waren seit Jahren nicht mehr hier, aber dies war *der* Laden, als wir einundzwanzig waren. Zumindest einige Monate lang. Damals, bevor wir zusammenwohnten. Bevor ich mit meinem Master anfing und Laurie ihr erstes von vielen Praktika bekam und die Wochenenden weniger dem Ausgehen gewidmet waren, sondern mehr der Diskussion, ob eine Karriere in der Kunst oder an der Uni anzustreben vernünftige Entscheidungen waren.

»Ich frage mich, ob es drinnen immer noch so aussieht«, sagt Laurie.

»Garantiert nicht.«

Was Cravin' so besonders machte, waren die vielen Räume. Nicht »ein Raum«. *Räume*. Dies hier muss mal eine Fabrik gewesen sein – mit Büros und vielleicht sogar Arbeiterunterkünften –, denn auf den drei Etagen des Clubs hatte es Korridore gegeben, die in Sackgassen endeten, Zimmer mit kleinen Sofas, Alkoven mit Sitznischen und eine Vielzahl anderer Verstecke. Abseits der riesigen offenen Tanzfläche war der Rest des Gebäudes – um den Club im Erdgeschoss, die Bar im Untergeschoss und das Zwischengeschoss oben – eher wie ein Mäuselabyrinth gewesen. Es war das Highlight eines Mädchenabends mit reichlich Alkohol und die beste Art, einen Typen abzuhängen, der keinen Wink verstand – oder um sich mit einem Typen zurückzuziehen, der einen ganz anderen Wink kapierte.

»Sehen wir's uns an.« Laurie grinst mich an, greift meinen Mantelärmel und zieht mich zum Eingang. Drinnen stelle ich fest, dass das coole blaue Schild über der Tür eine Finte war, denn das Innere von Serendipity ist rot.

Wie *Suspiria*-Rot. *Carrie*-Rot. Wie der ikonische rote Blutstrom, der in Stanley Kubricks Meisterwerk *The Shining* aus einem Aufzug spritzt.

Im Cravin' war alles schwarz, gebürstetes Metall und minimalistisches Design.

Serendipity sieht aus, als hätte der Set-Designer von *Moulin Rouge* LSD genommen und sämtliche Samt- und Gaslampenvorräte des Bundesstaats aufgekauft.

Die Garderobe ist noch am selben Platz, und als wir hineingehen, taucht eine Faust hinter dem Tresen auf wie eine Hand aus einem Grab. Zwischen den Fingern klemmt ein weißes Ladekabel, und es ertönt ein »Endlich, verdammt!«, ehe ein Kopf erscheint. Die Frau, die wenige Jahre jünger ist als wir, lächelt triumphierend, dann bemerkt sie Laurie und mich vor dem Tresen.

»Oh, sorry.« Sie wird rot und hält sich das Ladekabel gleich einem kostbaren Schatz vor die Brust. »Das habe ich seit einer Stunde gesucht. Irgendwie ist unsere normale Putzmannschaft heute Morgen ausgefallen, und welche Ersatztruppe sie auch immer last minute ausfindig machen konnten, hat alles durcheinandergebracht. Ich finde *nichts mehr*.« Sie entwirrt das Kabel und steckt es in das iPad vor ihr. »Nochmals sorry. Seid ihr zum Speed-Dating hier?«

»Ja, sind wir«, antworte ich. »Jamie Prescott und Laurie Hamilton.«

»Ausweise?«

Sie blickt nur flüchtig darauf, als wir sie ihr hinhalten, und ist mehr damit beschäftigt, unsere Namen auf ihrem Monitor zu finden und sie mit einem Fingertippen abzuhaken.

»Ich muss nur kurz nachfragen, ob ihr wisst, dass ihr unser Hetero-Event für 25- bis 35-Jährige gebucht habt. Wir haben auch ein Queer-Event, dieselbe Altersgruppe, das ist *nächsten* Dienstag. Die Website kann ein bisschen verwirrend sein, und manche Leute sehen nur die Altersgruppe und ...«

»Leider sind wir beide hetero«, sagt Laurie trocken, und ich gebe unwillkürlich ein kleines Schnauben von mir.

Die Züge der Frau werden weicher, und sie scheint amüsiert. »Ist nicht mein Ding, aber die Männer, die bisher reingekommen sind, scheinen nett. Normal.«

Was immer *das* heißen mag.

»Dann check ich euch mal ein, bevor ihr nach unten geht.«

Sie nimmt unsere Mäntel, unsere Handys, die Handtaschen und Lauries Smartwatch. Das war es, was Laurie an diesem Event überhaupt erst gelockt hat. Angeblich fördert das Wegnehmen all unserer Geräte und sonstigen Krams bessere Gespräche, weil wir nicht versucht sind, Nachrichten zu checken oder in der Handtasche zu wühlen, um Blickkontakt zu vermeiden. Mir kommt das übertrieben vor, aber ein paar Stunden Digital Detox halte ich schon aus. Unsere Telefone wandern in beschriftete Tüten mit derselben Nummer wie unsere Mäntel und anschließend in eine abschließbare Sicherheitskassette. Während die Garderobenfrau unsere Mäntel auf Bügel zwängt und zu einer Kleiderstange hinten im Raum trägt, erklärt sie uns den Ablauf.

Zehn Männer, zehn Frauen, zehn Minuten pro Date und nur ein paar wenige Regeln:

Keine elektronischen Geräte.

Redet nicht über euren Job (»Ein Mensch ist mehr als sein Beruf«).

Haltet es leicht und höflich.

Zieht weiter, wenn die Glocke läutet.

Die sind nicht schwer zu merken, und als Akademikerin und früherer Lehrerliebling kann ich mich an Regeln halten, als hinge mein Leben davon ab.

»Für die Damen gibt es Cocktails in der Kellerbar, und die Herren sind oben bei der Bar im Zwischengeschoss. Eure Gastgeberin Marion kann euch alle Fragen beantworten, bevor die Männer nach unten gebracht werden. Wie ihr wisst, sind die Drinks im Eintritts-

preis inbegriffen, aber übertreibt es bitte nicht.« Ihr leiernder Tonfall und der leere Blick sagen mir, dass diese Anweisungen Teil ihres Muskelgedächtnisses sind, doch ich nehme es ihr nicht übel, als sie ein bisschen abgekämpft hinzufügt: »Es ist unser erstes Event hier, und wir sind etwas unterbesetzt. Unser Security-Mann verspätet sich. Bis er hier ist, sagt bitte Marion oder einer der Barbedienungen Bescheid, falls ihr euch zu irgendeinem Zeitpunkt unwohl fühlt.«

Mit dieser Warnung zeigt sie zu der langen schmalen Treppe an der Wand, die nach oben zum Zwischengeschoss und nach unten ins Untergeschoss führt. Sie ist gerade breit genug, um Typen reichlich Gelegenheit zu geben, eine weibliche Taille zu umgreifen, um »vorbeizukommen«, wenn sie rauf- oder runterwollen. Es gibt noch so eine Treppe am anderen Ende des Clubs. Beide haben die Form eines riesigen Pfeils; die nahe uns zeigt zur Gebäudefront – und dem einzigen Ausgang, an den ich mich von diesem dreistöckigen Spielplatz für Erwachsene erinnere –, während die andere in die entgegengesetzte Richtung weist.

Ich blicke zur Tanzfläche, und die ist natürlich leer, doch als ich zum Zwischengeschoss aufschaue, bemerke ich eine Bewegung. Es ist weit genug weg und die Beleuchtung matt genug, dass ich lediglich Umrisse von den Junggesellen des heutigen Abends ausmachen kann, die vor der Bar zusammenstehen. Sie schauen nach unten, als handele es sich bei dem großen freien Raum um eine Gladiator-Arena, in der gleich das Entertainment losgeht und zu ihrem Amusement Blut fließen wird.

»Gehen wir«, sagt Laurie, als ich noch in die Dunkelheit starre, und gibt mir einen schwungvollen Klaps auf den Hintern, sodass ich mich zur Treppe wende. Ich gebe ihr meine Garderobenmarke, damit Laurie sie sicher in der Tasche ihres Overalls verstaut, und schaue noch einmal zum Zwischengeschoss, ehe wir unter die Erde abtauchen. Da entdecke ich kurz einen Schatten, der sich über die Brüstung lehnt, die dunkle Silhouette eines Kopfes, der in unsere Richtung geneigt ist. Es ist ein flüchtiger Moment, doch als ich die Treppe

hinuntergehe, deren Stufen von eingetrocknetem Alkohol wie eine Lackschicht kleben, spüre ich ein Kribbeln im Nacken. Dem Schauer folgt ein kurzer Krampf in meinem Bauch, ähnlich einem nervösen Puls, den ich immer zu Beginn dieser telefonfreien Events bekomme, wenn mein Gehirn alle üblen Szenarien durchspielen will, zu denen sich der Abend mit einem fehlgeleiteten Selbsterhaltungstrieb entwickeln könnte. Ich ignoriere es und folge Laurie ins Untergeschoss.

Was kann schon Schlimmes passieren?

KAPITEL 3

*»Das ist der Typ Mädchen, den er umbringen will!
Dazu muss ich werden, damit er mich abschlachtet!«*

Nicht aus *Natürlich blond*

Apropos übertrieben.

Das Erdgeschoss fand ich schon ziemlich rot, doch es war nichts gegen den Keller. Es ist, als wären wir in ein blutiges, schlagendes Herz gewandert, so wie die flackernden elektrischen Kerzen in den Gaslampen vor den Samtvorhängen leuchten. Die Wände scheinen zu pulsieren. Die Sitznischen rechts verschaffen dem Raum einen atriumhaften Bogen, und links von uns – in einem längeren, herzkammerähnlichen Bogen – befindet sich die Bar. Ein einsamer Bar-keeper hebt den Kopf zur Begrüßung, als wir reinkommen, während er gerade einer Frau einen Drink einschenkt, deren Rücken uns zugekehrt ist. In der Raummitte sind zehn Tische symmetrisch um eine kleine Tanzfläche angeordnet. Das Sitzarrangement sieht aus wie zwei Klammern, zwischen denen Platz für die fünf anderen Frauen bleibt, die dort mit Drinks in den Händen stehen und sich unterhalten.

Laurie und ich steuern direkt die Bar an, doch noch ehe wir uns irgendeinem sozialen Schmiermittel nähern können, lässt uns eine Stimme hinter uns ersticken.

»Ladys!«

Eine Frau in den Fünfzigern mit einem dunklen Bob und noch dunkleren Augen stemmt sich mit einem Klemmbrett in der Hand und einem geübten Lächeln auf dem Gesicht von einer Sitznische nahe der Tür ab.

»Willkommen zu unserem Event. Ich bin Marion, eure Gastgeberin heute Abend. Darf ich um eure Namen bitten?«

Als wir sie nennen, gleicht Marion sie mit der Liste auf ihrem Klemmbrett ab und nickt, als hätten wir ihr ein geheimes Passwort gesagt. Dann blättert sie zum nächsten Bogen auf dem Klemmbrett und dreht es zu mir. Ich sehe Blanko-Sticker mit »Hallo, ich bin ...«-Aufdruck. Die meisten Sticker sind schon weg, und als ich zu den anderen Frauen blicke, entdecke ich die rotweißen Aufkleber, die ihre sorgfältig gewählten Outfits verunstalten.

»Wenn ihr eure Namen auf einen Sticker schreibt und ihn sichtbar anbringt, können wir den Abend beginnen«, sagt Marion aufgekratzt. Ich nehme das Klemmbrett und den Stift entgegen, den Marion aus dem Nichts herbeizuzubern scheint. Nachdem Laurie und ich unsere Namensschilder auf der Brust haben, legt Marion los.

»Holt euch bitte einen *Drink*.« Sie spricht das Wort aus, als ginge es auf ihre Rechnung und als wäre der Eintrittspreis nicht extra angehoben worden, damit die Veranstalter selbst bei den eifrigsten Trinkern noch anständigen Profit machen. Marion zuckt mit den Schultern, als sie sagt: »Lernt euch schon mal kennen. Unsere Cocktail-Hour gibt euch die Möglichkeit, euch zu *entspannen* und neue Freundschaften zu schließen, bevor ihr *mehr* als das mit einem der Männer findet.«

Sie zwinkert uns zu und hebt die Schultern, als würde sie sagen: »Was für eine tolle Zeit, in der wir leben«, was mir ein Schmunzeln und Laurie einen angewiderten Blick entlockt.

»Ich sage euch Bescheid, wenn wir so weit sind, dass eure Dates sich zu uns gesellen können. Wir haben heute Abend einige *sehr* gut aussehende Männer für euch, und sie können es nicht erwarten, euch

kennenzulernen«, sagt sie, bevor sie sich zum Eingang dreht, wo noch eine Frau erschienen ist.

»Warum sind die Veranstalter *immer* schräg und übertrieben fröhlich?«, murmelt Laurie, als wir unseren Weg zur Bar fortsetzen.
»Das ist voll psycho.«

Ich muss lachen. »Vielleicht ist ihre positive Einstellung der Preis dafür, damit du tun kannst, was du liebst: zehn Minuten lang einen Mann grillen, der nicht wegkann.«

»Das ist einer meiner Lieblingszeitvertreibe«, sagt sie mit einem Schulterzucken und schürzt die Lippen, als sie fragt: »Soll ich mit Politik anfangen oder mit Religion?«

Ich schnaube, und wir erreichen die Bar. Die Frau, die schon hier ist, seit wir gekommen sind, dreht sich bei unserer Ankunft um und mustert uns beide misstrauisch, ehe ihr Blick auf mir verharrt. Ich warte auf ein schüchternes Lächeln oder einen längeren Blickkontakt, mit dem man gewöhnlich Nettigkeiten einleitet, die in einem Ambiente wie diesem üblich sind. Doch es kommt nichts. Stattdessen wandert ihr Blick von meinem Kopf bis nach unten, dann kräuselt sie die volle Oberlippe ein klein wenig. Ich erhasche einen Blick auf ihren Namenssticker – Billie –, der ein bisschen krakelig beschrieben ist, bevor sie sich im nächsten Moment von der Bar abstößt und geht.

Dieser Austausch, sofern man ihn so nennen kann, ist kurz, was jedoch nicht verhindert, dass sich unsichere Gedanken in mir mit einer Geschwindigkeit regen, die Michael Myers' Aufspringen nach sechs Schüssen in die Brust locker toppen. Ich schaue nach unten zu meinem Kleid.

»Sehe ich okay aus?«

»Was?«, fragt Laurie, und als der Barkeeper mit dem Putzen nach dem letzten Drink fertig ist, den er gemixt hat, sehe ich, was sie ablenkt. Er hat eine süße Brille, perfekt gestylte dunkle Locken und trägt schwarze Hosenträger über einem gestärkten weißen Hemd. Als er Laurie angrinst und sie sich instinktiv über den Tresen lehnt, wird

mir klar, dass sie den Blick, den »Billie« mir zugeworfen hat, auf keinen Fall mitbekommen hat.

Laurie hat genau zwei Typen, was Männer betrifft. Heiße, adrette Nerds oder Holzfäller. Dazwischen gibt es nichts. Ich habe großes Glück, dass der Barkeeper in die erste Kategorie fällt und sie bloß abgelenkt ist. Sendet ein Mann Holzfäller-Vibes aus, bekommt Laurie den totalen Tunnelblick. So ist es schon seit dem College, als sie sich in einer »*Sie lieben sich/sie lieben sich nicht*«-Situation mit einem Typen aus ihrem Medienethikkurs befand (von dem sie bis heute behauptet, sie hätte ihn nicht ausstehen können).

Deshalb muss ich, nachdem Laurie einen Espresso Martini bestellt hat und ich zwei Finger gereckt habe, um die Bestellung zu verdoppeln, wiederholen: »Sehe ich okay aus?«

Ich strecke die Arme zu den Seiten und lenke Lauries Aufmerksamkeit weg von dem heiß-nerdigen Barkeeper, der jetzt Wodka in einen Shaker gießt.

»Das ist eine blöde Frage, Baby Girl.«

»Nicht, wenn man eben einen angewiderten Blick kassiert hat.«

Laurie sieht kurz in Billies Richtung, in die ich subtil nicke. Meine Freundin überlegt einen Moment und zuckt dann auf eine gelassene Weise mit den Schultern, wie es nur jemand kann, der eine Menge Emotionen unterdrückt.

»Wahrscheinlich hat sie einfach ein Resting Bitch Face.«

Kann sein.

Ich drehe mich um und blicke zu Billie, die sich in der Nähe der anderen Frauen positioniert hat. Sie schaut nicht zu mir rüber. Sie steht dort am Rand, nicht ganz neben einer Rothaarigen mit einem Julia-Roberts-Lächeln und einer Brünetten mit einer beneidenswerten Föhnfrisur, die sich stark gestikulierend unterhalten.

»Das fühlte sich nicht wie ein Resting Bitch Face an, sondern wie ...«

Ich mache den Blick nach, und Laurie nickt. Sie nimmt den Espresso Martini auf, der ihr hingeschoben wird, und sagt weise: »Angewiderter Blick.«

Wieder schaue ich stirnrunzelnd zu meinem Kleid, als der Barkeeper mir meinen Espresso Martini hinstellt. »Vielleicht hätte ich ...«

»Nein«, fällt Laurie mir in einem Ton ins Wort, der keinen Widerspruch duldet. Sie meint es nicht als Kompliment, als sie sagt: »Du siehst fantastisch aus.« Dann wendet sie sich mit ihrem Drink in der Hand dem Raum zu und vergisst vorübergehend den Barkeeper, jetzt, wo meine Selbstachtung auf dem Spiel steht. Sechs weitere Frauen sind hier. »Ehrlich, alle sehen fantastisch aus.«

Womit sie nicht falschliegt. Jede der Frauen hier hat den Dresscode »Cocktail« auf ihre Weise interpretiert, doch sie alle sehen fantastisch aus. Laurie selbst wirkt wie eine Frau, die einem Kerl die Hoden in der Hand zerpulvern könnte und er würde sich für das Privileg bedanken. Daneben stehe ich mit meinem luftigen sexy Kleid und vervollständige das stereotype komische Freundinnenduo. Lauries dunkle Züge und ihre biegsame Ballerinastatur sowie ihr Interesse am geheimen Leben von Seetang-Bauern bilden eine Kontrastfolie zu meinem melaninarmen Aussehen, meinen Kurven, die laut diverser Online-Tests als »theatralisch romantisch« gelten – was laut Laurie auch eine Beschreibung meiner allgemeinen Persönlichkeit sein könnte, und meiner Vorliebe für sämtliche Medien, die nicht todlangweilig sind.

»Wenn du willst, dass ich der Bitch eine runterhaue, brauche ich mindestens noch zwei mehr von denen hier.«

Lauries Angebot lenkt meine Aufmerksamkeit von den anderen Frauen wieder zu ihr. Sie hat das Glas an ihren Lippen, den Blick auf meine Augen gerichtet und signalisiert mir, dass ich bestimme, in welchem Tempo sie ihren Cocktail kippt. Ich hebe mein Glas an und nehme einen vorsichtigen Schluck. Der Espresso Martini ist stark. Und zwar »Jason Voorhees schlägt jemandem mit einem einzigen

Faustthieb den Kopf vom Hals»-stark, daher sage ich: »Ja zu den Espresso Martinis ...«

Ich schaue wieder zu Billie. Sie hat nach wie vor diesen wenig beeindruckten Ausdruck im Gesicht, mit der leicht gekräuselten Oberlippe, aber vielleicht hat sie auch einfach solch ein Gesicht.

»Nein zum Blutvergießen so früh am Abend«, beende ich meinen Satz. Laurie nimmt einen kleinen – mithin angemessenen – Schluck von ihrem Drink, um anschließend zu murmeln: »Mit dir macht es gar keinen Spaß mehr.«

Wir gehen zu den anderen Frauen, die sich inzwischen in kleinen Gruppen unterhalten. Eine Kate-Hudson-Blondine in einem niedlichen pinken Strickkleid sieht uns auf den Bereich zwischen den Tischen zukommen und dreht sich lächelnd zu uns, damit wir uns zu ihr und ihrer Freundin gesellen können – eine ganz *normale* Art, bei einem gesellschaftlichen Anlass auf Fremde zu reagieren. Laurie und ich stellen uns vor.

»Ich bin Colette«, sagt sie warmherzig, und ich bin froh, dass sie es sagt, denn selbst nach mehrmaligem verstohlenen Blick zu ihrem Sticker gelingt es mir nicht, die geschwungenen Bögen zu entziffern, mit denen sie den gesamten weißen Bereich auf dem Ding gefüllt hat. Ich erkenne allerdings ein Herz hinter der Schleife, von der ich nun weiß, dass sie ein »e« darstellen soll, aber das ist auch schon alles.

»Dani«, sagt die Frau neben ihr und spielt mit den hellbraunen Spitzen ihres Mittneunziger-Meg-Ryan-Haarschnitts, bevor sie sich bremst und über ihren Sticker streicht. Dort steht ihr Name in sauberer Blockschrift mit einem süßen einfachen Smiley-Gesicht, der das letzte Drittel des Platzes ausfüllt.

Ich mache Dani ein Kompliment zu ihrem blauen Kleid, und sie sagt, dass sie mein Haar mag. Colette fragt, woher Laurie und ich uns kennen, und wir erfahren, dass die beiden allein hier sind und sich angefreundet haben, als sie gleichzeitig ankamen. Mehr bedarf es anscheinend nicht.

Die Unterhaltung plätschert leicht dahin, und bald vergrößert sich unser Viererkreis. Als Erstes gesellt sich die Brünette mit der Föhnfrisur zu uns – Jennifer; sie bleibt auf dem Rückweg von der Bar neben mir stehen und hebt die Hand zu einer »Warte mal«-Geste, was mich erst mal kurz in die Defensive drängt, bis sie sagt: »Entschuldige, aber wenn ich was sagen darf? Ich *liebe* dein Kleid!«

Diese Bemerkung erntet ein ernstes »Danke« von mir und einen selbstzufriedenen »Hab' ich doch gesagt«-Blick von Laurie, ehe Colette weitererzählt, dass sie keine Sukkulanten am Leben halten kann. Was wiederum eine Neue bewegt, sich zu uns zu gesellen, eine dunkelhäutige Frau namens Nia, die mit dem Satz einsteigt: »Ich werde dein Leben mit einem Wort verändern: Drainage.«

Danach folgen diverse Ausrufe wie »Na, weil sie ein Fische-Stellium ist ...«, »Das ist doch nur ein anderes Wort für Populismus ...« und »Ich auch! Aber mein Arzt hat mir gesagt, ich soll wieder die Pille nehmen«, und sie alle wirken wie Sirenengesang auf die anderen Frauen im Raum. Als die letzte Frau eintrifft, sind die Grenzen zwischen unseren kleinen Gruppen längst aufgeweicht und wir sind nur noch ein großer Kreis von Stimmen, die viel zu viele Themen einwerfen und beständig lauter werden, als wir vom zweiten zum dritten Drink des Abends übergehen.

Marion muss mehrmals in die Hände klatschen und »Ladys!« rufen, damit wir mitbekommen, dass es bald acht ist. Nicht, dass ich die Zeit im Blick hätte. In Clubs stehen Wanduhren nicht direkt auf der Liste der Grundausstattung, und nicht zum ersten Mal seit unserer Ankunft ertappe ich mich, wie ich mich nach meiner Handtasche umsehe, weil ich vorübergehend vergessen habe, dass sie oben eingeschlossen ist.

»Sicher habt ihr euch alle ausgetauscht, was für einen Mann ihr heute Abend kennenzulernen hofft!«, trällert Marion, als wir still sind, und zwinkert in die Runde, wo wir Schulter an Schulter mitten im Raum stehen.

In der letzten Stunde habe ich Gespräche geführt, die von passenden Zimmerpflanzen bis zu Buchempfehlungen rangierten. Und zu keinem Zeitpunkt wurde der Grund angesprochen, aus dem wir tatsächlich hier sind.

Als könnte sie meine Gedanken lesen, raunt Laurie mir zu: »Sollten wir über Männer reden?«

Ich kann nichts gegen den kleinen amüsierten Laut tun, der mir entfährt, bevor ich die Lippen fest zusammenpresse, weil Marion mir einen warnenden Blick zuwirft.

»Heute Abend, Ladys, bleibt ihr an den euch zugeteilten Tischen, und die Herren wechseln von einem zum andren. Jedes eurer zehn Dates dauert zehn Minuten, und dann ertönt eine Glocke ... « – sie dreht sich zu einer Silberglocke auf dem Tisch neben ihr und tippt sie einmal kurz an –, »die bedeutet, dass der Mann weiterzieht. Auf eurem Tisch findet ihr Karten, damit ihr den Überblick über die Dates behaltet. Auch die Männer bekommen welche von mir, wenn sie unten sind. Die Namen stehen bereits drauf, in der Reihenfolge eurer Tische, aber jeder hat auch einen Namenssticker, also müsst ihr nicht beim Date auf eure Karten sehen. Und füllt sie bitte erst aus, wenn das Date euren Tisch verlassen hat. Wir wollen nicht, dass Gefühle verletzt werden. Es wird eine fünfzehnminütige Toiletten- und Barpause nach eurem fünften Date geben, und ihr seid herzlich dazu eingeladen, nach dem letzten Date noch eine halbe Stunde zu bleiben und euch zu unterhalten. Am Ende des Abends sammle ich eure Karten ein und melde mich morgen bei euch, wenn es eine passende Karte für euch gab. Wer weiß? « Wieder hebt sie die Schultern auf diese komische Art und ergänzt verschwörerisch: »Heute Abend könnet ihr euren *perfekten* Partner finden.«

Ich riskiere einen Blick zu Laurie, die nur kurz die Augen verengt, ehe sie amüsiert zu mir sieht. Ich muss wegschauen, um keine Laute von mir zu geben, die Marions Wut erregen könnten.

So ernst ist es nicht. Dieser Abend nicht und diese Dates auch nicht.

Laurie war es, die wollte, dass wir heute Abend als Teil unseres Pakts herkommen, aber die Chance, dass eine von uns hier in den nächsten Stunden die Liebe ihres Lebens findet, ist sehr gering bis gleich null. Deshalb haben wir keine Theorien zu den Dates aufgestellt. Und deshalb denke ich vielmehr darüber nach, ob wir bei dem Plan mit Gyros hinterher bleiben oder das neue koreanische Restaurant wenige Blocks von unserem Apartment ausprobieren. Ich überlege nicht mal, ob einer der Männer, die ich heute Abend kennenlernen, zu meiner »Oh, *du* bist es«-Person wird.

Marion beendet ihre Ansprache mit den Tischzuteilungen, der Wegbeschreibung zu den Toiletten im Unter- und den oberen Geschossen und ermuntert uns, unsere Drinks aufzufrischen, solange sie nach oben geht, um die Männer zu holen. Als alle gen Bar streben, stößt Laurie mich mit der Hüfte an.

»Woran denkst du?«

Es ist nur richtig, ehrlich zu sein. »Was wir hinterher essen.«

»Gyros, ist doch klar.« Dann huscht ein Ausdruck über ihr Gesicht, den sie normalerweise für die Entscheidung zwischen einer öden Doku über Windräder oder einer nicht minder langweiligen über Hydraulikturbinen vorbehält. »Halloumi ... oder gebrillierte Aubergine, falls sie die haben.«

»Ich werde Fleisch brauchen«, antworte ich abgelenkt, während ich Marion aus dem Raum huschen sehe. Sie ruft über die Schulter, dass sich alle zu ihren Tischen begeben sollen. Meiner ist auf der linken Seite, in der Mitte der Klammer, und Lauries genau gegenüber auf der anderen Seite. Die Männer werden sich im Zickzack zwischen den Tischen bewegen, also wandern meine direkt zu ihr. So kann ich ihr wenigstens einen warnenden Blick zuwerfen, sollte einer die falschen Vibes ausstrahlen.

»Du *brauchst* Fleisch, hm?«

Ein Schnauben lenkt meine Aufmerksamkeit zurück zu Laurie. Da breitet sich ein spöttisches Grinsen auf ihrem Gesicht aus, und sie

zieht ihre dunklen Augenbrauen nach oben, doch noch ehe sie etwas Gemeines sagen kann, warne ich sie: »*Laurie* ...«

»Ich wollte nur sagen, dass es niedlich ist, dass du so bleich und blutleer bist.«

Unwillkürlich muss ich kichern. Bei allen akademischen Errungenschaften und ihrem prüden Auftreten hat sie immer noch eine dreckige Fantasie. Und anders würde ich es mir nicht wünschen!

»Du wolltest einen Schwanzwitz machen!«

»Klar.« Sie nickt ernst. »Ja, wollte ich.«

»Und denselben Humor wirst du heute Abend bei deinen Dates an den Tag legen?«, frage ich und bewege mich zu einem freien Platz an der Bar, um zwei Espresso Martini bei dem neuen Barkeeper zu bestellen, der zu seinem heißen Nerd-Freund dazugestoßen ist. Ich vermute, er war vorher im Zwischengeschoss oben bei den Männern, und jetzt werden sie jeden Moment nach unten kommen.

»Wie gesagt, ich werde gleich mit Politik und Religion loslegen. Wenn ich mich auf Schwanzwitze verlassen muss, um ein Gespräch am Laufen zu halten ...« Sie senkt den Kopf, und ich sehe das verschlagene Grinsen.

»Töte mich.«